

Ilma Rakusa

Warum sprechen wir von Heimat und nicht von Heimaten?

Vortrag im Rahmen der Jahrestagung der EKM, Bern 9.11.17

Meine Damen und Herren,

wieviele Heimaten brauchen wir? Und wie lassen sich diese definieren? Denn wir leben heute in einer Zeit der Migrationen und der Massenflucht, die Menschen in riesiger Zahl entwurzeln. Und diese Zahl dürfte in Zukunft noch wachsen.

Erlauben Sie mir eingangs einen Blick auf Migrationen in früheren Epochen. Es hat sie immer gegeben. Der Mensch - ob von Nöten oder von Neugier getrieben - hat sich stets bewegt. Wanderung ist ihm nicht weniger eigen als Sesshaftigkeit. Erinnern wir uns an die sogenannte Völkerwanderung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, als berittene Nomadenvölker aus den Steppen Eurasiens nach Europa eindringen. Oder an die europäische Expansion im 15. und 16. Jahrhundert nach Amerika. Im Zuge dieser Kolonialisierungspolitik wurden zwischen 11 und 14 Millionen Afrikaner vor allem nach Brasilien und auf die Karibikinseln verschleppt: der transatlantische Sklavenhandel steht für eine tragische Zwangsmigration.

Zu einem Massenphänomen wurde die Migration erstmals um 1840, dies nicht zuletzt dank der Industrialisierung und der neuen Transportmittel. Zwischen 1824 und 1924 wanderten aus Europa rund 60 Millionen Menschen nach Nord- und Südamerika aus, auf der Suche nach einem besseren Leben. Darunter mindestens 2 Millionen Ostjuden, die, zwischen 1880 und 1914, vor Pogromen im Zarenreich nach Deutschland flüchteten und sich hier einschifften.

Auch beinahe 400 000 Schweizer verliessen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Land, um vorzugsweise nach Nordamerika auszuwandern. Allein in den 1880er Jahren sollen es 80 000 gewesen sein. Vor allem aus Bergkantonen wie Graubünden suchten viele ihr Glück als Konditoren in Ost- und Südeuropa - in St. Petersburg, Odessa und Warschau ebenso wie in Palermo und Neapel. Studiert man hinter den Zahlen die Einzelschicksale, trifft man auf Erfolg und Scheitern. Nicht wenige Auswanderer kehrten in ihre Heimat zurück.

Im 20. Jahrhundert, das zwei grausame Weltkriege hervorbrachte, werden Migration, Flucht und Vertreibung erst recht zu Massenphänomenen. Der Zerfall der grossen Imperien - des Habsburgerreichs, des zaristischen Russlands und des Osmanischen Reichs - und die Entstehung neuer Nationalstaaten führten zu einem dramatischen Anstieg von Flüchtlingen. Hinzukam die Repression durch totalitäre Ideologien. Allein 1933 versuchten rund 50 000 Juden Deutschland zu verlassen, was nicht allen gelang.

Der Zweite Weltkrieg generierte mehr als 40 Millionen Flüchtlinge allein in Europa. Durch neue Grenzziehungen kam es massenhaft zu Vertreibungen und Umsiedlungen ganzer Bevölkerungsgruppen. In der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 wurde jeder Flüchtling unter Schutz gestellt, dessen "Leben... oder Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht" ist. 1967 fand das Genfer Abkommen weltweite Anerkennung.

In den 1990er Jahren führte der Jugoslawienkrieg zu brutalen ethnischen Säuberungen - und zu massiven Fluchtbewegungen innerhalb Ex-Jugoslawiens und darüber hinaus.

Ein ähnliches, wenn noch dramatischeres Szenario erleben wir heute in Syrien. "Der Krieg hat nach aktuellen Schätzungen zur gewaltsamen und unfreiwilligen Verdrängung von beinahe zwölf Millionen Menschen geführt, von denen etwa fünf Millionen jenseits der Grenzen - vor allem in den Nachbarstaaten Türkei, Libanon, Jordanien, Ägypten und Irak, aber auch in den Staaten der Europäischen Union - untergekommen sind." Die Angaben verdanke ich Sebastian Conrad und seiner informativen Studie zu "Migrationen" (Schriftenreihe Vontobel-Stiftung, Zürich 2017). Conrad betont in diesem Zusammenhang, die längerfristigen Ursachen des heutigen Syrien-Konflikts reichten bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs zurück, "als die westlichen Mächte ihre Einflusszonen, Grenzziehungen und lokalen Machtverhältnisse sicherten".

Tatsache ist, dass "die Zahl der Fliehenden und Geflüchteten, gemessen an der Weltbevölkerung, noch nie so hoch war wie heute" und dass Europa mit einem Ansturm von Einwanderern konfrontiert ist, die als Flüchtlinge, Vertriebene, Migranten insbesondere aus Syrien, aber auch aus Afghanistan, Libyen und mehreren Maghrebstaaten Zuflucht bei uns suchen. Während in früheren Jahrhunderten Europäer nach Amerika (sowie in andere Kontinente) auswanderten, ist nun Europa das Ziel von Migrationsbewegungen. Die Tendenz gibt es zwar schon seit mehreren Jahrzehnten, doch das gewaltige Ausmass der jetzigen

Migration nach Europa ist ein Novum. Die Schweiz mit dem (abgesehen von Luxemburg) europaweit höchsten Ausländeranteil von 25 Prozent hat viel - und durchaus positive - Erfahrungen mit Immigration gemacht, verdankt sie dieser doch ihren rasanten Wirtschaftsaufstieg. Dennoch stellt die heutige Zuwanderung eine grosse Herausforderung dar, der mit Abschottung und Überfremdungsangst nicht beizukommen ist.

Für sozialen Sprengstoff sorgt zweifellos, dass es unter den neuen Zuwanderern überproportional viele Männer und männliche Minderjährige gibt sowie viele, die über einen niedrigen Ausbildungsstand verfügen. Das macht Integration schwieriger. Doch kein Weg führt an ihr vorbei. Denn niemand wünscht sich Parallelgesellschaften, in denen Segregation und tatsächliche oder angebliche Diskriminierung Gewaltbereitschaft, ja offene Gewalt fördern.

Integration also, aber wie? Was so leicht über die Lippen kommt, erfordert in Wirklichkeit grosse Anstrengung - vonseiten der Migranten wie vonseiten des Gastlandes. Auf Anhieb ist Integration nicht zu haben. Vielmehr stellt sie einen langwierigen Prozess aus vielen Schritten dar. Für den Migranten heisst es, die Sprache, die Wertvorstellungen und die Sitten des Gastlandes anzunehmen, ohne damit seine Herkunft verleugnen zu müssen. Bildungschancen wahrzunehmen, um sich möglichst rasch in die Arbeitswelt einzufügen. Denn nur wer arbeitet, kann sich als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft erfahren und ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln. Der "Abgehängte" hingegen hegt Groll und neigt zur Destruktion.

Dass bei jedem Migranten die Voraussetzungen anders liegen, ändert nichts an den Grundforderungen, die Integration stellt. Wer Dialog und Anpassung von vornherein verweigert, wird scheitern. Da gibt es kein Pardon. Wie so oft im Leben geht es auch hier um Geben und Nehmen. Die Balance muss stimmen, früher oder später. So halte ich es für einen schnöden Vorwand, wenn die angebliche Unvereinbarkeit kultureller oder religiöser Werte dazu herhalten muss, sich den Codes des Gastlandes zu entziehen. Wozu diese Verweigerung?

Ist es nicht bereichernd, sich dem Neuen zu öffnen und zwei Heimat, statt einer, zu haben? An der ersten mag der Migrant leidenschaftlich-nostalgisch hängen, vor allem wenn er sie als Flüchtling für verloren hält. Da sind die Erinnerungen an die Kindheit, an Orte, Gerüche, Speisen und Lustbarkeiten, an Freunde und Musik. In seinem Innern wird er dieser Heimat immer treu bleiben und sich insgeheim nach ihr zurücksehnen. Aber nichts hindert ihn, neue

Freunde zu finden, neue Orte liebzugewinnen. Nach und nach in eine neue Heimat hineinzuwachsen. Auch wenn der Weg mitunter dornig ist. Denn es gilt nicht nur, eine neue Sprache zu erlernen, sondern sich neuen kulturellen Gegebenheiten anzupassen. Dazu gehören Wertvorstellungen und Umgangsformen, Verhaltensregeln und Gebräuche. Hinzukommen - nicht zu unterschätzen! - andere klimatische Verhältnisse und Essgewohnheiten. Da kommt vieles zusammen, das vonseiten des Migranten nur mit grossem aktivem Einsatz bewältigt werden kann. Zugehörigkeitsgefühl entsteht bekanntlich nicht von alleine, es bedarf des Engagements. Und Tritt fasst nur, wer zu solchem Engagement bereit ist. Die hohle Hand lässt einen auf Dauer draussen.

Ich bin selbst eine Kind von Zugewanderten. Nach Stationen in Rimavská Sobota, Budapest, Ljubljana und Triest kam ich im Alter von fünf Jahren mit meinen Eltern nach Zürich. Weil mein slowenischer Vater mit jugoslawischem Pass seiner kleinen Familie eine Zukunft in einem freien Land sichern wollte. Das ist ihm gelungen, und er war sein Leben lang stolz darauf. Nie liess er eine Abstimmung aus, bestieg alle Schweizer Viertausender, und war dankbar bis zuletzt. Seine Haltung hat mich immer beeindruckt.

Meine wurzellose kosmopolitische Kindheit und meine frühe Mehrsprachigkeit mögen dazu beigetragen haben, dass ich einen pluralischen und partizipativen Heimatbegriff entwickelt habe. Einen Heimatbegriff, der nicht in erster Linie auf Orte, sondern auf Menschen bezogen ist. Denn letzten Endes sind es Menschen, die uns ein Heimatgefühl vermitteln: Vater, Mutter, Sohn und Tochter, Partner, Freunde, Seelenverwandte. Streichelt man ein Kind, so ist man ihm ein Zuhause. Und weiss, wo man hingehört. Man bringt ihm eine Sprache bei (oder vielleicht zwei) sowie Verhaltensregeln, die es einmal brauchen wird. Man lehrt es Vertrautheit und Lernbereitschaft. Denn lernen heisst: beweglich sein.

Beweglichkeit ist wichtig. Sie generiert auch Handlungsspielraum. Wer einen statischen Heimatbegriff vertritt, vergisst, dass Heimat nicht ein für allemal gegeben ist, sondern dass wir sie schaffen müssen. Aus dem Bedürfnis nach Wärme und Geborgenheit, nach Freundschaft und Liebe. Dieses Bedürfnis teilen wir mit vielen. Darum spreche ich von einem partizipativen Heimatbegriff.

Das Gegenteil wäre ein Heimatbegriff, der ausschliesst. Der sich an nationalen (nationalistischen) Kategorien orientiert. In Viktor Orbáns Ungarn - um nur ein Beispiel zu nennen - ist er dominant, was mit eklatanter Fremdenfeindlichkeit einhergeht. Löst man sich von solchem exklusiven Heimatverständnis, das Heimat nur in der Einzahl gelten lässt, nimmt

das Gefahrenpotenzial ab. Denn die Mehrzahl "Heimaten" zielt auf Offenheit und Flexibilität. Was heisst: Auch die Fremde - und der Fremde - kann zur Heimat werden. Vergessen wir Grenzen, Zölle, Pässe, vergessen wir das atavistische territoriale Denken. Lieber Menschen lieben als ein Land, das mindert das Blutvergiessen.

Zugehörigkeiten sind zweifellos wichtig, wir sind soziale Wesen mit Emotionen. Nur sollten wir Zugehörigkeit nicht zu eng definieren. Wer sagt, dass mir das Land meiner Geburt näher sein muss als eine Wahlheimat. Wer kann mich hindern, nach einem mir gemässen Umfeld zu suchen. Zumal ohne mein Zutun Heimat zur Fata Morgana wird, zu einem ewig ungreifbaren Sehnsuchtsort.

Wieder sind wir beim Engagement angelangt. Bei der aktiven Mitgestaltung dessen, was wir uns wünschen. Die erfolgreiche Integration des Migranten meint eben dies: dass er zum Subjekt seines Handelns wird und dadurch auch seine Umgebung mitgestaltet. Ist ihm das gelungen, so findet er Heimat in sich - und ausserhalb. Und wir werden mit ihm Heimaten teilen.

Auf eine solche Zukunft sollten wir setzen und diese nicht durch Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit und falsche Ängste verscherzen.